

Barbara Kuchler

# Die soziale Seite an Wirtschaft und Wissenschaft

Eine kritische Betrachtung  
zweier Spezialsoziologien



Springer VS

---

# Die soziale Seite an Wirtschaft und Wissenschaft

---

Barbara Kuchler

# Die soziale Seite an Wirtschaft und Wissenschaft

Eine kritische Betrachtung zweier  
Spezialsoziologien

 Springer VS

Barbara Kuchler  
Fakultät für Soziologie  
Universität Bielefeld  
Bielefeld, Nordrhein-Westfalen  
Deutschland

ISBN 978-3-658-23103-3      ISBN 978-3-658-23104-0 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-23104-0>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

---

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung: Das Ghetto des Sozialen</b> . . . . .	1
1.1	Was ist eigentlich „sozial“? . . . . .	1
1.2	Plan des Buches . . . . .	6
1.3	David gegen Goliath: Spezialsoziologien gegen Fachdisziplinen . . . . .	11
1.4	Entzauberung oder Anerkennung . . . . .	16
1.5	Die Konservierung der klassischen Begriffe . . . . .	25
<b>2</b>	<b>Grenzen und Entgrenzungen</b> . . . . .	29
2.1	Die offenen Landschaften des Sozialen . . . . .	29
2.2	Faktizistischer Fehlschluss: Grenzen als Schimäre in einer offenen Welt . . . . .	31
2.3	Feindliche Welten und robuste Koexistenzen . . . . .	39
2.4	Instrumentalistischer Fehlschluss: Grenzen als rhetorische Waffe von Akteuren . . . . .	64
2.5	Vom Einfachen zum Komplexen: Die elastische Ordnung von Grenzen . . . . .	79
2.6	Von einfachen zu komplexen Kopplungen . . . . .	87
2.7	Von Frontalkollisionen zu aufgeklärter Koexistenz . . . . .	96
2.8	Fazit . . . . .	108
<b>3</b>	<b>Macht und andere Politismen</b> . . . . .	113
3.1	Wider naive Akteursmodelle . . . . .	113
3.2	Macht und Mikropolitik in der Wissenschaft . . . . .	116
3.3	Macht und Mikropolitik in der Wirtschaft . . . . .	127
3.4	Halbierte Akteurskritik . . . . .	143
3.5	Die Überschätzung von Macht . . . . .	149

3.6	Die Überdehnung von Interessen . . . . .	161
3.7	Die Überhöhung von Demokratie . . . . .	177
3.8	Fazit . . . . .	182
<b>4</b>	<b>Netzwerke und der Charme des Konkreten . . . . .</b>	<b>187</b>
4.1	Der Charme des Konkreten . . . . .	187
4.2	Die strukturelle Intuition des Netzwerkdenkens . . . . .	191
4.3	Soziale Realität ist kein Faktum. . . . .	201
4.4	Blinder Fleck: Negatives . . . . .	206
4.5	Blinder Fleck: Generalisierung . . . . .	211
4.6	Blinder Fleck: Struktur als Selektionshorizont . . . . .	218
4.7	Blinder Fleck: Immaterialität von Sinn . . . . .	231
4.8	Fazit . . . . .	235
<b>5</b>	<b>Schlussbetrachtung: Die Autonomie der Soziologie. . . . .</b>	<b>237</b>
5.1	Die Autonomie der Soziologie. . . . .	237
5.2	Autonomie durch Abgrenzung: Hartnäckige Reproduktion von Disziplinargrenzen . . . . .	241
5.3	Autonomie durch Arroganz: „Gar nicht erst ignorieren“. . . . .	257
	<b>Literatur. . . . .</b>	<b>265</b>

## 1.1 Was ist eigentlich „sozial“?

Ausgangspunkt dieses Buches war eine Irritation. Als jemand, der in der soziologischen Theorie beheimatet ist, fühlte sich die Autorin zutiefst irritiert angesichts dessen, wie der Begriff „sozial“ in Spezialsoziologien wie der Wissenschaftssoziologie und der Wirtschaftssoziologie verwendet wird. „Sozial“ fungiert dort als Gegenbegriff zum sachlichen Kern des jeweils interessierenden Gegenstandsbereichs. Der Startpunkt wirtschaftssoziologischer Forschungen ist: Märkte haben nicht nur ökonomische, sondern auch soziale Strukturen. Der Startpunkt wissenschaftssoziologischer Forschungen ist: Wissenschaftliche Erkenntnissuche hat nicht nur eine epistemische, sondern auch eine soziale Seite. Im nächsten Schritt wird dann zwar sofort das unauflösliche Zusammenspiel beider Seiten konstatiert, ihre enge Verwobenheit und wechselseitige Durchdringung. Es wird etwa gesagt, „das Ökonomische und das Soziale sind nahtlos ineinander verflochten“ (MacKenzie 2005a: 79), oder es bestehe ein „komplexes Geflecht epistemischer, ökonomischer, ethischer und sozialer Werte in der Wissenschaft“ (Carrier/Weingart 2009: 377). Aber das kann man ja nur sagen, wenn die beiden Seiten erst einmal begrifflich unterschieden werden.

Das ist nun das genaue Gegenteil dessen, was in der Allgemeinen Soziologie als Startpunkt soziologischen Denkens gilt. Hier wird gelehrt: „Sozial“ im soziologischen Gebrauch ist – anders als im Alltagsgebrauch – der *Überbegriff* für alle gesellschaftlichen oder zwischenmenschlichen Beziehungen überhaupt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>An der Universität Bielefeld, wo die Autorin lehrt, ist dies buchstäblich Inhalt der ersten Sitzung des ersten Semesters (Kieserling 2014), und die Autorin hat dies unzähligen Soziologieanfängern beizubringen versucht.

Der Begriff ist kein Partialbegriff, der sich auf irgendwelche bestimmten Formationen des Tuns in Gesellschaft bezieht. Er folgt also nicht dem Schema von Alltags-Wortbildungen wie „Sozialministerium“, „Sozialversicherung“, „Sozialdemokratie“ oder „Jetzt sei doch mal sozial!“, wo er eine menschenfreundliche, solidarische, altruistische Grundeinstellung zum Ausdruck bringt; vielmehr ist soziologisch gesehen ist ein Krieg genauso ein sozialer Sachverhalt wie eine Krankenversicherung, und skrupellose Ausbeutung genauso wie betriebliche Mitbestimmung. Auch ist „sozial“ kein Synonym für interaktive kommunikative Formate wie „soziale Medien“ oder „soziale Netzwerke“; die New York Times ist nicht weniger sozial als Twitter. Bei Max Weber kann man lesen: Sozial ist alles, was eine Orientierung auf einen Anderen enthält, gleich welcher Art diese Orientierung ist (Weber 1921: 1). Bei Luhmann gilt dann: Sozial ist alles, was Kommunikation ist (Luhmann 1984: 191 ff., 1997: 78 ff.). Sinngleich heißt es bei Latour (2005): Sozial ist alles, was mit Assoziationen oder Verknüpfungen zwischen Menschen zu tun hat. Soweit man den Gesellschaftsbegriff verwendet, kann man auch sagen: Sozial ist alles, was in der Gesellschaft vorkommt. Damit verbieten sich dann achtlos gebildete Begriffspaare wie „Staat und Gesellschaft“, „Schule und Gesellschaft“ oder „Kirche und Gesellschaft“, die als abkürzende Redeweise für Praktiker nützlich sein mögen, aber soziologisch unterreflektiert und unbrauchbar sind.

Akzeptiert man diesen Ausgangspunkt, dann müssten auch Formulierungen wie „ökonomische und soziale Kräfte“, „Märkte und ihre sozialen Einbettungen“, „epistemische und soziale Faktoren“ oder „Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft“ aus dem soziologischen Sprachgebrauch ausgeschlossen sein.<sup>2</sup> Auch Wirtschaft und auch Wissenschaft sind selbstverständlich und von Anfang an soziale Sachverhalte und Teil der Gesellschaft, und sie können deshalb nicht mit der Konjunktion „und“ daran angekoppelt werden. Wer so redet, der produziert einen

---

<sup>2</sup>Die Formulierung „Science, Technology and Society“ taucht gelegentlich in der Wissenschaftssoziologie auf und wird sogar als aktualisierte Dechiffrierung des Kürzels STS vorgeschlagen, anstelle des traditionellen „Science and Technology Studies“ (Hess 1997; Sismondo 2008; Lynch 2012). – Soziologische Klassiker verwenden gerne den unsauber gebildeten Titel „Wirtschaft und Gesellschaft“ (Weber 1921; Parsons/Smelser 1956). Bei Weber dürfte dies darauf zurückgehen, dass er den Gesellschaftsbegriff soziologisch generell ablehnt und mithin nicht kontrolliert verwenden kann. „Bei Parsons und Smelser ist der Titel eher“ auf die Absicht eines Dialogs zwischen Soziologie und Ökonomik bezogen als auf die Bezeichnung eines Sachproblems, wie der Untertitel deutlich macht: „A Study in the Integration of Economic and Social Theory“. Im Text lassen die Autoren keinen Zweifel daran, dass sie die Wirtschaft als ein Subsystem der Gesellschaft betrachten.



Restbegriff des Sozialen, der sich gewissermaßen auf alles Übrige bezieht – alles, was nicht den unmittelbaren Fokuspunkt des Interesses ausmacht, aber auch relevant ist. Latour (1987: 141) spricht von einem „Ghettobegriff“ des Sozialen, man könnte auch sagen: „Mülleimerbegriff“.<sup>3</sup> Latour bringt das in Zusammenhang mit dem Karikaturbild des Soziologen als desjenigen, der bei gleich welchem Thema immer fragt: Was hat das mit Kapitalismus, Klassen, Rassen, Geschlecht, Kultur, Lobbyismus zu tun? (ebd.: 62) Er gehört damit allerdings zu den ganz wenigen, die von der Basierung in einer Spezialsoziologie aus gegen diesen Begriffsgebrauch protestieren (s. auch Latour 2005). Kaum jemanden sonst im Feld der Wissenschaftssoziologie oder der Wirtschaftssoziologie scheint dieser Begriffsgebrauch zu stören.

Wie unbefriedigend ein solcher Residualbegriff des Sozialen ist, wird schon daran deutlich, dass er in der Generalisierung über mehrere Bereiche hinweg nicht funktioniert. So gehören für die Wissenschaftssoziologie zu den „sozialen Faktoren“ unter anderem ökonomische Verwertungsinteressen, während für die Wirtschaftssoziologie harte ökonomische Größen ja gerade aus dem Bereich des Sozialen ausgeschlossen sind. Umgekehrt gehören für die Wirtschaftssoziologie zu den „sozialen Faktoren“ unter anderem kognitive Konstrukte und Deutungskonventionen, etwa wirtschafts- und finanzwissenschaftliche Theorien, die wiederum für die Wissenschaftssoziologie aus dem Bereich des Sozialen ausgeschlossen sind. Für die Rechtssoziologie wiederum würden zu den „sozialen Faktoren“ sowohl kognitive Konstrukte als auch ökonomische Interessen gehören, während der nicht-soziale Kern der Sache hier in Normen und Paragrafen bestehen würde (Peller 1985). Ein so gebildeter Begriff des Sozialen wird in der Addition über mehrere Bereiche hinweg mithin zwangsläufig inkonsistent und liefert nur unsinnige Ergebnisse.

Die Alternative ist zu sagen: Wirtschaft und Wissenschaft, oder Marktgeschehen und Forschungsgeschehen, sind auch in ihrem tiefsten Inneren, auch und gerade in ihrer genuin ökonomischen oder genuin epistemischen Qualität sozial. Das Soziale muss ihnen nicht in einem zweiten Schritt hinzugefügt werden, vielmehr ist auch ihr ureigenster Sachkern nur als soziales Projekt zu verstehen. Das heißt: Auch Markttransaktionen zwischen anonym bleibenden Geschäftspartnern in Einmalkontakten sind ein soziales Geschehen. Auch wissenschaftliche Forschung, soweit sie sich an harten Daten, Experimenten und

---

<sup>3</sup>Den Ausdruck „Mülleimerbegriff“ verwendet Steven Shapin (2012: 172), wenn auch mit Blick nicht auf den Sozialitätsbegriff, sondern auf den Subjektivitätsbegriff, als die zweite, vernachlässigte Seite des Duals Objektivität/Subjektivität.

Argumenten orientiert, ist ein soziales Geschehen. Das Soziale ist nicht ihr Anderes, das durch zusätzliche Faktoren – Netzwerke, Macht, Kultur usw. – hinzukommt, sondern das Soziale ist von Anfang an ihr Betriebsmodus. Es sind immer schon Varianten sozialer Ordnung, mit denen man hier zu tun hat.

Gelegentlich wird denn auch – sei es von Abweichlern im Feld selbst, sei es von Autoren außerhalb des Feldes – Kritik an dieser Begriffsanlage geäußert und gibt es Vorstöße zum Umsturz oder Umstülpen des Begriffsgebrauchs, die aber den dominanten Sprachgebrauch nicht verunsichern können. So stellt beispielsweise Axel Paul fest, für das Projekt einer soziologischen Geldtheorie komme es darauf an, „wirtschaftliche Prozesse *als* soziale Prozesse zu verstehen“ (Paul 2002: 243), statt nur ihre Ergänzung durch oder Einbettung in soziale Prozesse und Strukturen zu untersuchen. Ebenso wendet sich Michel Callon gegen den in der Wirtschaftssoziologen dominierenden Sprachgebrauch, da dieser die Aufmerksamkeit vom Kern von Märkten ablenke: „Markets are not embedded in networks. In other words, it is not a question of adding social, interpersonal, or informal relations in order to understand their functioning. [...] To understand a market it is necessary first to agree what it does seriously; that it to say, the construction of calculative agents who consider themselves to be quits once the transaction has been concluded.“ (Callon 1999b: 192 f.). Und auch Greta Krippner stellt fest, der Einbettungsbegriff sei kontraproduktiv, weil er das Soziale für das Drumherum von Märkten reserviere und die Sozialität von Märkten selbst dementiere: „[T]he concept [of embeddedness] was used to envelope and submerge the asocial market construct in social relations, all the while preserving intact the notion that somewhere there was a hard core of market behavior existing outside of social life (and hence that needed to be ‘embedded’).“ (Krippner 2001: 777).

Parallel wird über eine soziologische Theorie der Wissenschaft gesagt, diese müsse, wenn man sie ernst nehme, Erkenntnis *als* sozial dechiffrieren. Sie müsse als soziologische Erkenntnistheorie angelegt sein, die das Erkenntnisproblem mit soziologischen Mitteln traktiere und nicht nur dekonstruiere – die eine „sociological *reconstitution* of questions of truth, rationality, objectivity, and value“ leiste, wie Dick Pels schreibt (1996: 42). Ebenso wirft André Kieserling der gängigen Wissenschaftssoziologie vor, sie mache es sich zu leicht, wenn sie auf die Konstruktion eines soziologischen Wahrheitsbegriffs verzichte und einfach „das gesamte epistemologische Vokabular für gegenstandslos erklärt. Wissenschaft erscheint dann als Alltagsverhalten oder als Mikropolitik. Zu ihrer Behandlung reicht die unspezifische Begrifflichkeit einer allgemeinen Sozialtheorie. Ein Begriff für die Sozialität von Erkenntnis kommt so nicht zu Papier.“ (Kieserling 2004: 33). Und ganz ähnlich fordern auch, aus dem Inneren des Feldes heraus,

Harry Collins und Robert Evans mit der von ihnen ausgerufenen „Dritten Welle“ der Wissenschaftsforschung: „Sociologists of knowledge must be ready to *build* [not only: to debunk] categories having to do with knowledge“ (Collins/Evans 2002: 240).

Speziell für die Wissenschaftssoziologie mag diese Forderung wie ein Déjà-vu wirken, weil ja schon in der Gründungsphase der konstruktivistischen Wissenschaftssoziologie vor mittlerweile vier Jahrzehnten entschlossen die „soziale Konstitution von Wissen“ verkündet worden war. „SSK [Sociology of Scientific Knowledge] sought to show that knowledge was constitutively social, and in so doing, it raised fundamental questions about taken-for-granted divisions between ‘social versus cognitive, or natural, factors’.“ (Shapin 1995: 289). Dass man den erfolgreichen Abschluss dieses Projekts immer noch vermissen kann, liegt daran, dass es in der Durchführung nur als eine *Dekonstruktion* der Erkenntnisqualität von Erkenntnis verstanden wurde: Noch die scheinbar sichersten „Fakten“ und „Wahrheiten“ sind letztlich keine, sie verdienen den Namen nicht und können deshalb immer nur in Anführungszeichen stehen. Sie haben letztlich keine Erkenntnisqualität, oder keine, die beliebigen anderen Konstruktionen – der Magie der Azande, dem Wissen der Tresorknacker – überlegen wäre; ihre eventuelle Härte und Unumstößlichkeit gewinnen sie durch andere, nicht-epistemische Qualitäten wie Aushandlung, Vernetzung, Macht. Man kann sagen: Erkenntnis wurde *als sozial* rekonstruiert; aber es wurde nicht *Erkenntnis* als sozial rekonstruiert. Eine ähnliche Trajektorie lässt sich auch an der neueren Wirtschaftssoziologie feststellen. Der Anspruch ist, das Soziale im Kern von Märkten aufzuspüren, nämlich in Fragen von Wert und Preis; aber es wird gefunden nur auf Kosten ihrer *Markt*qualität und durch Herausstellen ihrer Konventions-, Kultur-, Macht- oder Beziehungsqualität. Dagegen eben richtet sich der Protest von Callon, der ihre genuine Marktqualität ins Zentrum stellen will.

Von der begrifflichen Tiefenstruktur her bleibt „Soziales“ damit der Gegenbegriff zum genuin Epistemischen oder genuin Ökonomischen. Der Sozialisbegriff ist nicht ein Gottesbegriff oder Überbegriff, der Welterkenntnis und Markttransaktionen als einen Fall neben anderem einschließt – neben politischer Entscheidungsfindung, rechtlicher Konfliktlösung, religiöser Sinnstiftung, massenmedialer Aufmerksamkeitssteuerung, familialer oder freundschaftlicher Intimkommunikation. Er wird vielmehr mit den politischen, rechtlichen, religiösen, massenmedialen, familialen, freundschaftlichen Komponenten an Märkten und an Erkenntnisarrangements gleichgesetzt. So wie die Schweine in Orwells Farm der Tiere sagen: „Alle Tiere sind gleich, aber manche Tiere sind gleicher als andere“, so gilt hier: Alles ist sozial, aber manches ist sozialer als anderes.

## 1.2 Plan des Buches

Wie kann es sein, dass der dominierende Sprachgebrauch in Wissenschafts- und Wirtschaftssoziologie seit Jahrzehnten auf einem solchen Ghetto-Begriff des Sozialen beruht? Und welche Folgen hat es für die unter dieser Begriffsarchitektur ablaufenden Forschungen? Das sind die Fragen, die dieses Buch stellt und beantwortet. Das Ganze ist nämlich keineswegs nur ein bedeutungsloser Streit um des Kaisers Bart, eine scholastische Terminologiefrage – die eitle Diskussion darum, wie das Wörtchen „sozial“ zu verwenden sei.<sup>4</sup> Vielmehr hängen davon weittragende Anschlussentscheidungen, wahrgenommene und verbaute Denkkoptionen ab.

Die in diesem Buch gegebenen Antworten seien kurz vorweg skizziert. Jener Begriffsgebrauch rührt daher, dass Wissenschafts- und Wirtschaftssoziologie sich konstitutiv gegen eine jeweils dominierende Fachdisziplin positionieren, nämlich gegen die Epistemologie beziehungsweise die Ökonomik. *An dieser Front* macht der Ansatz bei „epistemischen und sozialen Faktoren“ oder bei „Märkten und ihren sozialen Einbettungen“ Sinn. Auf diese Weise wird den typischen Überidealisationen der Fachdisziplinen etwas entgegengesetzt und das Augenmerk wird auf typisch soziologische Fragen gelenkt – eben auf Fragen von Konsens und Konflikt, Kultur und Konvention, Durchsetzung und Diffusion, Macht und Netzwerken. Der Begriffsrahmen ist dann gleichzeitig ein Kampfmittel: Er liefert in eins mit einer Aussage über den Gegenstand auch die Selbstbehauptung der Disziplin gegen einen übermächtigen Gegner. „In der Wissenschaft wirken nicht nur epistemische, sondern auch soziale Kräfte“ heißt gleichzeitig: Man braucht nicht nur Wissenschaftsphilosophen und Wissenschaftshistoriker, sondern auch Wirtschaftssoziologen. Und „Märkte haben nicht nur ökonomische, sondern auch soziale Strukturen“ heißt gleichzeitig: Man braucht nicht nur Ökonomen,

---

<sup>4</sup>Ähnlich sagt für einen anderen Fall auch Adorno (1972) in seinem Vortrag auf dem Soziologentag 1968: Es gehe keineswegs um einen bloßen „Nomenklaturstreit“ über die „eitle Sorge“, ob die Gesellschaft nun „Spätkapitalismus“ oder „Industriegesellschaft“ heißen solle. Dass die Fähigkeit zu hinreichend abstraktem Negieren eine Voraussetzung für wissenschaftlichen Fortschritt ist, wird in der Wirtschaftssoziologie etwa im Kontrast zur Amateurwissenschaft des 18. Jahrhunderts festgestellt, die sich durch die bloße Aneinanderreihung einer Vielzahl von Beobachtungen ohne systematische Problemexposition und ohne strategisch relevante Richtungsentscheidungen auszeichnete (Stichweh 1984: 64).

sondern auch Wirtschaftssoziologen.<sup>5</sup> Man verschenkt damit aber die Möglichkeit, die Sozialität von Erkenntnis oder von Märkten begrifflich tieferzulegen, nämlich einen *von vornherein* soziologisch gebildeten Begriff von Erkenntnis oder von Märkten zu entwickeln, der auch und gerade deren epistemische oder ökonomische Qualität als Fall sozialer Ordnung entschlüsselt. Der Ansatz bleibt letztlich sekundär und parasitär: Er setzt voraus, dass irgendjemand eine idealisierte Vorstellung von objektiver Erkenntnis oder von effizienten Märkten behauptet hatte. Dies wird im verbleibenden Teil der Einleitung weiter ausgeführt.

Im Weiteren hat diese Begriffsanlage gesellschaftstheoretische Implikationen. Insbesondere führt sie zu einem gespannten Verhältnis zu einem wichtigen Strang gesellschaftstheoretischen Denkens, nämlich Theorien gesellschaftlicher Differenzierung (Kap. 2). Denn wer mit dem Satz beginnt „Wissenschaft ist auch sozial“ oder „Märkte sind auch sozial“, betont die *Kontinuität* zwischen Wissenschaft bzw. Wirtschaft und dem Rest der Gesellschaft. Man zeigt, dass wissenschaftliches Wissen auch nicht qualitativ anders ist als anderes Wissen, dass Forschung letztlich genauso funktioniert wie Politik oder andere Praxiskontexte, dass sie genauso durchzogen ist von Macht und „Vitamin B“, von Karriere- und Profitinteressen wie diese. Oder man zeigt, dass auf Märkten auch keine zauberhafte, allwissende „unsichtbare Hand“ wirkt, sondern dass dort ganz normale Aushandlungs- und Durchsetzungsprozesse stattfinden und allerlei politische, kulturelle, ideologische und persongebundene Kräfte ihre Spuren hinterlassen. Dagegen betonen Differenzierungstheoretiker wie Luhmann oder Bourdieu die *Diskontinuität* zwischen gesellschaftlichen Bereichen und die *Spezifität*, Selbstreferenz, Eigenlogik, Eigensinnigkeit der einzelnen Felder oder Funktionssysteme. Wissenschaft ist gerade *nicht* Politik, Wirtschaft ist *nicht* Familie, Politik ist *nicht* Religion, usw. usf. in allen denkbaren Querbeziehungen. Dass es auch Überschneidungen, Wechselbeziehungen, begrenzte Konvertibilitäten zwischen den Bereichen gibt, wird nicht bestritten, ist aber erst der zweite Schritt, während der erste und fundamentalere Schritt darin besteht, die jeweilige Besonderheit

---

<sup>5</sup>Granovetters erklärte Absicht in dem Urtext der Neuen Wirtschaftssoziologie etwa ist „to demonstrate [...] that there is a place for sociologists in the study of economic life“ (Granovetter 1985: 507). Wem muss man das demonstrieren? Wohl kaum den Soziologen, sondern den Ökonomen, hier: den Institutionenökonomien. Und noch Jahrzehnte später macht es Sinn, als Ergebnis einer langen Studie festzustellen, dass „economic valuation [...] does not stand outside of society“ (Fourcade 2011) – wie wenn man Soziologen davon erst überzeugen müsste.

dieser Bereiche zu begreifen.<sup>6</sup> Deshalb werden die Grenzen zwischen unterschiedlichen Feldern, Systemen oder Sinnsphären von beiden Seiten sehr unterschiedlich gesehen. Den einen gelten Grenzen als schwach und durchlässig: Grenzen sind mehr oder weniger künstlich in eine offene Welt eingezogene Barrieren, Waffen strategisch handelnder Akteure und in jedem Fall Produkt kontingenter Grenzarbeit. Für die anderen sind Grenzen „stark“: Sie sind emergente Strukturen, die zwar historisch variieren, aber deshalb nicht durch Akteure beliebig manipuliert werden können, sondern eigenen Restriktionen und eigenen Entwicklungstrajektorien unterliegen.

Der „soziale“ Charakter von Wissenschaft und Märkten wird in den Spezialsoziologien dann vorzugsweise in einer von zwei Richtungen ausbuchstabiert: in Richtung Macht oder in Richtung Netzwerke. Dies sind die Themen der nächsten beiden Kapitel. Verbreitet findet man eine Neigung zu politistischen Denkweisen, das heißt zur Betonung von Macht, von mikro- oder makropolitischen Spielen und Durchsetzungskämpfen (Kap. 3). Es gibt eine starke Tendenz, den Erfolg der vorzufindenden Arrangements aus den Interessen der Mächtigen oder der Macht der Interessierten heraus zu erklären und die Geschichte mutmaßlicher wissenschaftlicher Wahrheiten und mutmaßlich effizienter Marktstrukturen als Geschichte von aggressiven Selbstbehauptungsstrategien, strategischen Allianzen und staatlichen Regulierungen zu erzählen. Angesichts dieses Narrativs stellt sich die Frage, ob der Machtbegriff damit nicht überdehnt wird. Nicht dass Macht nicht in allen „Ecken“ der Gesellschaft irgendwie vorkommen würde. Aber wer Macht zur explanatorischen Grundkategorie macht, der läuft Gefahr, Interessen zu reifizieren, Machthaber bei Bedarf zu projizieren und im Gegenzug vielleicht Hoffnungen auf eine mögliche Demokratisierung der Verhältnisse über zu strapazieren.

Die Alternative zu Macht, als grundsätzlich antagonistisch gefärbter Sozialform, sind Netzwerke als grundsätzlich kohäsiv gefärbte Beziehungen. In beiden Spezialsoziologien sind deshalb netzwerktheoretische Strömungen prominent (Kap. 4). Der Netzwerkbegriff verspricht, die konkrete, „wirklich existierende“ Schicht sozialer Realität bloß zu legen: wer wann mit wem zu tun hat, auf welchen konkreten Wegen wissenschaftliche Ideen und Innovationen sich

---

<sup>6</sup>Dieses Desiderat formulieren in der Wissenschaftssoziologie auch die Autoren der „Dritten Welle“: „By emphasizing the ways in which scientific knowledge is like other forms of knowledge, sociologists have become uncertain about how to speak about what makes it different“ (Collins/Evans 2002: 239). Ähnlich wünscht sich Richard Swedberg (2005b: 233) in der Wirtschaftssoziologie mehr Analysen, die an wirtschaftsspezifischen Begriffen wie Ressource oder Profit ansetzen, statt nur an „sozialen“ Strukturen (Vgl. dazu auch unten Abschn. 3.5).

durchsetzen oder marktrelevante Informationen und Strategien sich verbreiten. Man kann hierbei jedoch auf das Problem stoßen, dass soziale Realität ihrer Natur nach oft eine „hintergründige“ Realität ist, die nicht immer den Charakter des Konkreten, Faktischen und Festnagelbaren hat, sondern sich in impliziten Unterstellungen, gewagten Generalisierungen und unausgesprochenen Ausschlussbereichen versteckt. Überall dort, wo solche nicht unmittelbar faktenhaften Schichten sozialer Realität involviert sind, zeigen sich die blinden Flecken des Netzwerkdenkens – beispielsweise wenn es um den Umkipppunkt zwischen privat ausgehandelten und öffentlich beobachtbaren Preisen geht oder um die Natur des Geldes als flüchtigen, ortlosen und formlosen Mediums.

Ziel ist es, einige in Wissenschaftssoziologie und Wirtschaftssoziologie prominente Theoriestrategien herauszudestillieren und mit Kritik zu konfrontieren. Es geht dabei nicht darum, einzelne Autoren oder Forschungsrichtungen mit ihren Beiträgen angemessen darzustellen und zu würdigen, wie ausdrücklich betont werden soll, um keine falschen Erwartungen zu wecken. Rekonstruiert werden sollen vielmehr die oft impliziten Prämissen, die die Literatur durchziehen und bei aller Heterogenität doch so weit integrieren, dass sie als dynamisches, in sich zusammenhängendes Forschungsfeld fungieren kann. Diese Prämissen sind eben deshalb oft verstreut, sie finden sich nicht an einem Ort oder bei einem Autor konzentriert, vielmehr erfordert ihr Herauspräparieren oft gerade das Zerschneiden von Autoren, Ansätzen, Theorieschulen. In diesem Sinn wird hier gewissermaßen eine Röntgenaufnahme der theoretischen Tiefenstruktur der beiden Forschungsfelder angeboten. Sowohl die Rekonstruktion als auch die Kritik sind sicherlich an vielen Punkten überpointiert – im Interesse der Kürze und entsprechend dem Zweck, ein Nachdenken über begriffliche Grundlagen anzuregen.

Um Alternativen zu den in Spezialsoziologien dominierenden Theoriestrategien zu skizzieren, wird in diesem Buch speziell auf die Systemtheorie Niklas Luhmanns zurückgegriffen. Luhmann ist im deutschen Sprachraum ein naheliegender Kandidat und Gegenspieler, da er unablässig die Eigenlogik, Selbstreferenzialität und Geschlossenheit von Funktionssystemen betont und deshalb auch oft zum Ziel von Angriffen aus den Spezialsoziologien wird. Es geht aber gleichwohl nicht darum, speziell auf ein Luhmann'schen Denkuniversum hinzuführen, sondern darum, einige allgemeine Probleme herauszuarbeiten, die mit dem Fokus auf den „sozialen“ Charakter von Wissenschaft bzw. Wirtschaft verbunden sind und die im Prinzip auch von anderen Theorierichtungen aus thematisiert werden können. So wird man etwa auch von Bourdieu aus die Spezifität oder Irreduzibilität von Feldern wie Wissenschaft oder Wirtschaft betonen, die je eigenen Gesetze oder *nomoi*, eigene Kapitalsorten und Akkumulationsprozesse, eigene Kämpfe und Konflikte ausbilden und nicht auf die immer gleichen „Soziologismen“ reduziert werden können (Bourdieu 1991: 3). Dasselbe würde für die

amerikanisch-institutionalistische Variante der Theorie funktionaler Differenzierung gelten, die jedes institutionelle Feld anhand seines eigenen Set von Rollen, Ressourcen, Konflikten, Konkurrenzen und symbolischen Medien beschreibt (Friedland/Alford 1991; Abrutyn 2009, 2014). Und auch aus der Kritischen Theorie kommen Stimmen, die beklagen, mit dem typisch wirtschaftssoziologischen Ansatz gehe ein gehaltvolles Bild der Wirtschaft und des Kapitalismus gerade verloren (Sparsam 2015a, 2015b). Das Buch ist insofern zwar ein systemtheoretischer Beitrag zur Diskussion, aber nicht ein Beitrag zu einem systemtheoretischen Problem, sondern ein Beitrag zu einem allgemeinen Problem, das sich unabhängig von bestimmten Theoriepräferenzen stellt.

Das Buch will insofern die chronisch unterentwickelte Verständigung zwischen speziellen Soziologien einerseits und allgemeinen soziologischen Theorien andererseits vorantreiben (Esser 1989; Shapin 1995; Pels 1996). Es richtet sich an mehrere Lesergruppen und bietet in mehreren Richtungen Erkenntnisgewinn. Erstens will es Wissenschaftssoziologien und Wirtschaftssoziologen Gründe für mögliches theoretisches Unbehagen an ihren Forschungen nahebringen. Zweitens will es Gesellschaftstheoretikern Material und kompakte Information zu diesen beiden Teilsystemen oder Feldern liefern, um auf diese Weise vielleicht die detailgenaue theoretische Rekonstruktion der dort vorfindlichen Problemlagen anzuregen.<sup>7</sup> Drittens schließlich bietet das Buch – als rekonstruktive Leistung, die für verschiedene Lesergruppen interessant sein kann – eine Parallelisierung der Forschungslage in den beiden behandelten Spezialsoziologien, die nicht auf den ersten Blick offensichtlich ist und oft überraschende Einsichten bietet.

---

<sup>7</sup>Dies richtet sich insbesondere auch an die Autorin selbst. Die Autorin arbeitet an einer Studie zur Autonomisierung von Finanzmärkten, die im systemtheoretischen Konzept der Autonomie gegründet ist und die Entwicklung von Finanzmärkten im letzten halben Jahrhundert – Stichworte Disintermediation und Verbriefung, Aufstieg von Derivatemärkten – autonomietheoretisch zu rekonstruieren versucht (s. für eine erste Darstellung Kuchler 2018). Die Beschreibung des Wirtschaftssystems ist bei Luhmann vergleichsweise dünn geblieben und von der Tiefe und Haltbarkeit der Einsichten her nicht zu vergleichen mit seinen Analysen etwa des Politik- oder des Rechtssystems. Hier haben Systemtheoretiker noch viel Nachholarbeit zu leisten. Dies ist nur anhand einer sorgfältigen Aneignung des Forschungsstandes der Finanzsoziologie zu leisten, was dann aber auch eine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit deren theoretischen Prämissen rechtfertigt. – Die Frage nach der Autonomisierung von Finanzmärkten ist in gewisser Weise das Opfer der wirtschaftssoziologischen Präferenz für die Einbettungsperspektive. Autonomie ist das Gegenteil von Einbettung, nämlich *Entbettung*. Beide Fragestellungen sind deshalb auf fundamentale Weise inkompatibel – ein Problem, das in der wirtschaftssoziologischen Diskussion bisher kaum bemerkt worden ist (s. aber Langenohl 2008a, 2008b, 2015).



Zu begründen bleibt noch, warum so verschiedene Spezialsoziologien zusammen in einem Buch behandelt werden. Die Antwort ist, wie meist, eine Mischung aus rationalen und weniger rationalen Gründen. Mehr als eine Spezialsoziologie muss es sein, um ein allgemeines Muster zu etablieren und Parallelen in der Begriffsarchitektur zu sehen. Mehr als zwei wiederum wären aus Kapazitätsgründen nicht – oder noch schlechter als ohnehin der Fall war – zu bewältigen gewesen. Die beiden gewählten Fälle bieten sich an, weil hier der eingangs notierte Gebrauch des Begriffs „sozial“ auffällig ist. Eventuell lässt sich ähnliche Kritik aber auch an anderen Spezialsoziologien anbringen, etwa der Rechtssoziologie (zu Parallelen zwischen Wissenschaftssoziologie und Rechtssoziologie vgl. Jasanoff 2008a). Dass in der Auswahl der Fälle daneben auch berufsbiografische Zufälle eine Rolle spielen, ist mit dem eben erläuterten Interesse der Autorin an Finanzmarktsoziologie bereits festgehalten worden.

Das Buch ist behaftet mit allen Schwierigkeiten der Auseinandersetzung der Theoretikerin mit Themen und Forschungsfeldern, die andere besser kennen als sie. Es ist seiner Anlage gemäß voll von Übergeneralisierungen. So ist häufig die Rede von „der“ Wissenschaftssoziologie und „der“ Wirtschaftssoziologie, was dem Vorwurf der überintegrierten Darstellung heterogener Forschungsfelder nicht entgegen kann. Auch ist nicht zu vermeiden, dass bei einem solch gewagten Zugriff auf gleich zwei Spezialsoziologien manche Literatur, manche Debatte, manch relevantes Argument mir entgangen ist. Ich möchte deshalb die heterodoxen Wissenschaftssoziologen Collins und Evans mit einer vorwegnehmenden Entschuldigung zitieren. Was sie sagen, gilt in meinem Fall wegen der größeren Distanz zwischen Kommentatorin und kommentiertem Forschungsfeld in noch viel höherem Maß. „Violence is often done when one compresses the work of many authors and thinkers into a few simple formulae [...]. So we apologize to all the contributors [...] whose work we caricature, and hope the violence is not too great; fortunately, the project depends not on historical or scholarly accuracy, but on sketching the broad sweep of ideas“ (Collins/Evans 2002: 237).

---

### **1.3 David gegen Goliath: Spezialsoziologien gegen Fachdisziplinen**

Die Soziologie ist seit jeher in Etablierungs- und Abgrenzungskämpfe verstrickt. In der Gründerzeit musste sie sich, als „Spätentwicklerin“ unter den Sozial- und Geisteswissenschaften, in einem durch andere Disziplinen scheinbar schon lückenlos besetzten Feld etablieren und ihre Existenzberechtigung gegenüber älteren und besser definierten Fächern wie Nationalökonomie, Jurisprudenz oder

Theologie erweisen.<sup>8</sup> Deshalb sprachen die Klassiker bei der Erörterung jedes Themas immer auch über die Soziologie an sich und im Allgemeinen; deshalb gibt es heute noch das Problem, dass jeder gesellschaftliche Bereich doppelt beschrieben wird – Schulen von der Pädagogik und von der Bildungssoziologie, Religion von der Theologie und von der Religionssoziologie usw. –; und deshalb hört man in der Soziologie besonders oft das Argument, Disziplinen definierten sich nicht über ihren Gegenstand, sondern über ihre Problemperspektive oder ihr Erkenntnisinteresse (Kieserling 2004; Stichweh 2007). Auch wenn die Existenzberechtigung der Soziologie als solcher heute nicht mehr infrage steht (pace Stinchcombe 1994), ist die Selbstbehauptung neben prominenteren, oft paradigmatisch reiferen und in der Öffentlichkeit stärker wahrgenommenen Disziplinen gleichwohl ein Dauerproblem. Wenn jemand in der Gesellschaft sich darüber informieren will, wie Märkte funktionieren, wird er sich primär an Ökonomen, nicht an Wirtschaftssoziologen wenden. Wenn jemand wissen will, was das Geheimnis der modernen Wissenschaft ist, wird er sich an Wissenschaftstheoretiker und erst unter „ferner liefen“ vielleicht auch an Wissenschaftssoziologen wenden. Insofern schleppt die Soziologie ihr Etablierungs- und Abgrenzungsproblem mit sich.

Wissenschaftssoziologie und Wirtschaftssoziologie kämpfen diesen Kampf jeweils an ihrer Front. Sie konstituieren sich in einem Akt der Ablehnung und Auflehnung: Es ist *nicht* so, wie die zuständige Fachdisziplin sagt. Damit bleiben sie aber – entgegen ihrem Willen und ihrer erklärten Absicht – an bestimmte Begriffsdispositionen jener Fachdisziplinen gebunden. Es macht sich hier die Dialektik des Kampfes bemerkbar: In der Entgegensetzung ist noch ein Moment von Gebundenheit enthalten (Hegel 1807; Horkheimer/Adorno 1944). Wissenschaftssoziologen nehmen einen epistemologisch gedachten Erkenntnisbegriff und Wirtschaftssoziologen einen ökonomisch gedachten Marktbezug zum Ausgangspunkt

---

<sup>8</sup>Die Soziologie der Klassikerzeit beantwortete die Frage nach ihrem Verhältnis zu älteren sozial- oder geisteswissenschaftlichen Disziplinen mit Verweis auf ihre Wissenschaftlichkeit, während ihr jene anderen Disziplinen als unwissenschaftlich, mythisierend und idealisierend galten (Kieserling 2004). Und auch heute noch können Epistemologie und Wirtschaftswissenschaften routinemäßig als „weltfremd“, „präskriptiv“ oder „normativ“ bezeichnet werden (Woolgar 1981; Hirsch/Michaels/Friedman 1987; Fuller 1993; Hess 1997; Frankfurter/McGoun 1999; Cabantous/Gond 2011; McCloskey 2015). In der Systemtheorie wird gelegentlich festgestellt, die Reflexionstheorien seien eigentlich gar keine Wissenschaft, sondern vorrangig Teil „ihres“ jeweiligen Funktionssystems, also die Ökonomik Teil der Wirtschaft, die Politologie Teil der Politik, die Pädagogik Teil der Erziehung usw. (Luhmann 1984: 623 f.; Kieserling 2004: 46 ff.).

und sagen dann, *im zweiten Schritt*, dass es so *nicht* ist, dass die Wirklichkeit anders beschaffen ist, dass nämlich in Erkenntnisprozessen und in Märkten *auch soziale Faktoren* eine Rolle spielen. Damit machen sie eine a-soziale Version dessen, was Erkenntnis ist, oder dessen, was ein Markt ist, zu ihrem Ausgangspunkt. Alles Weitere ist ein Dagegen-Anrennen.

Die Fachdisziplinen beginnen mit einem Sachproblem oder einer Sachunterscheidung. Epistemologen fragen nach der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt, nach der Relation zwischen einem Erkennenden und einer Welt, die zu erkennen ist, also nach einer Subjekt/Objekt-Relation. „For the epistemologist, the relationship between the knower and the known is the object of concern“ (Holmes 1986: 610). Auch wenn Erkenntnis nicht mehr realistisch als Abbildung der Welt an sich gedacht wird, so doch als irgendwie rationale, begründete, bewährte oder sonst wie besonders qualifizierte Erkenntnis. Das Subjekt wird dabei tendenziell als eine a-soziale Gegebenheit gedacht: entweder als einsames Bewusstsein oder als grandios übergeneralisiertes Kollektivsubjekt,<sup>9</sup> etwa eine evolutionär sich entwickelnde Menschheit, aber nicht als ein in der Sozialdimension problematisches Konglomerat von Akteuren.<sup>10</sup> Die epistemische Relation selbst ist keine soziale Relation, sondern eine sozial sterile Subjekt/Objekt-Relation.

Ökonomen interessieren sich für die Effizienz von Strukturen. Effizienz ist eine Relation von verfügbaren Ressourcen und erzielten Ergebnissen: Die Frage ist, wie viel man mit einem gegebenen Arrangement aus den vorhandenen Ressourcen, Produktionsfaktoren und Weltmöglichkeiten machen kann. Der neoklassischen Markttheorie zufolge kristallisiert sich durch anonyme Prozesse von Konkurrenz und Ausgleich von Angebot und Nachfrage dasjenige Arrangement heraus, bei dem die vorhandenen Möglichkeiten so genutzt werden, dass die Präferenzen oder Nutzenfunktionen der Individuen unter dem Strich bestmöglich bedient werden. Auch dieses Problem liegt vorrangig in der Sachdimension und

---

<sup>9</sup>Wirtschaftssoziologisch versierte Leser werden hier schon Granovetters (1985) Kritik am wahlweise „*untersozialisierten*“ oder „*übersozialisierten*“ Akteur erkennen, die dieser den Wirtschaftswissenschaften vorhält – obwohl diese Diskussion sich ja auf eine andere Spezialsoziologie und eine andere Fachdisziplin bezieht.

<sup>10</sup>Ausnahme ist die Sozialepistemologie, die teils schon in Auseinandersetzung mit der Wissenschaftssoziologie entstanden ist und sich der sozialen Dimension von wissenschaftlicher Erkenntnis zuwendet. Letztlich scheint aber auch diese den epistemologischen Zugriff zentral zu setzen und soziale Fragen ihm unterzuordnen bzw. so beizuordnen, dass ersterer nicht dementiert wird. Mehr dazu mehr im Fazit am Ende dieses Buches.

hat wenig soziale Komponenten. Zwar setzen Gleichgewichtsmodelle die Nutzenfunktionen *vieler* Individuen voraus, die anhand von Paretooptimalitäten gegeneinander verrechnet werden. Aber die Nutzenfunktionen selbst werden wiederum völlig a-sozial und „exogen“ generiert, im einsamen Bezug des Individuums auf den Nutzwert aller denkbaren Güter und Dienstleistungen; Paretooptimalität kennt keinen Neid und keinen Vergleich mit dem Nachbarn, sondern nur absolute Nutzenniveaus; und ein Gleichgewicht kommt zustande durch viele atomistische Entscheidungen in einem Markt, der so groß ist, dass jeder Teilnehmer seine Entscheidungen allein gegenüber „dem Markt“ als reiner Sachstruktur trifft, nicht gegenüber anderen Akteuren.<sup>11</sup>

Die Soziologie findet solche Zugriffe unrealistisch und überidealisiert. Sie macht sich daran, die Fragestellung zu soziologisieren, und das heißt: von Sachproblemen auf soziale Probleme umzudenken. So wird etwa der Wissensbegriff umgestellt von der Relation Erkennender/Gegenstand oder Subjekt/Objekt auf soziale Relationen, etwa auf Konsens- und Dissensfragen – unter mehr oder weniger radikaler Herauskürzung des Gegenstands. Wissen ist dann alles, was in sozialen Kontexten als Wissen prozessiert und akzeptiert wird, egal wie es um seine „objektive“ Gültigkeit bestellt ist. David Bloor schreibt: „[K]nowledge for the sociologist is whatever people take to be knowledge. It consists of those beliefs which people confidently hold to and live by.“ (Bloor 1976: 2). Für den Soziologen ist Wissen zunächst ein Problem gemeinsamer oder nicht-gemeinsamer Weltkonstruktion, weniger ein Problem zutreffender oder nicht-zutreffender Sacherkenntnis. – Und der Markt erscheint dann weniger als Effizienzproblem denn als Koordinationsproblem. Die Frage ist: Wie können überhaupt verschiedene Akteure in marktmäßigem Austausch miteinander klar kommen, wie können Komplexität oder Unsicherheit so weit reduziert werden, dass Teilnehmer handlungsfähig und Strukturen reproduktionsfähig sind? „How is it possible that economic activities can be coordinated through markets despite the heterogeneous and partly antagonistic motives and interests of the participants?“ (Beckert 2009a: 246). Statt um effiziente, bestmögliche Lösungen geht es darum, überhaupt reproduktionsfähige Lösungen zu finden: „[S]tructures exist

---

<sup>11</sup>Auch hier gibt es mit der Institutionenökonomik Forschungen im Grenzbereich zur Soziologie, die sich etwa für Kontroll- und Vertrauensprobleme zwischen Akteuren interessieren und insofern Probleme in der Sozialdimension stark machen. Aber auch institutionenökonomische Ansätze kommen von der Grundfrage nach Effizienz nicht weg: von der Frage nach mehr oder weniger effizienten Arrangements und welche unter bestimmten Bedingungen zu bevorzugen sind. Hierfür sei abermals auf das Fazit verwiesen.

and reproduce themselves in part because the information needed to pursue maximization and efficiency is not available.“ (Leifer/White 1987: 85 f., Herv.weggelassen).

Bis hierhin dürfte die Soziologisierung der Fragestellung mehr oder weniger disziplinweit auf Konsens stoßen – nicht nur in den zuständigen Spezialsoziologen, sondern auch darüber hinaus. Auch wenn die Formulierungen und genauen Problemfokusse natürlich variieren, kann man davon ausgehen, dass die allermeisten Soziologen den bisher gemachten Aussagen zustimmen würden (vgl. dazu auch unten Kap. 5).<sup>12</sup> Das Problem ist aber, dass die Spezialsoziologien diese Drehung in einer Protesthaltung, in einer Art David-gegen-Goliath-Modus vollziehen – im Ankämpfen gegen eine dominierende und weiterhin als dominant, jedenfalls als Referenzpunkt akzeptierte Sichtweise. Ihre basale Aussage ist: „Es gibt keine objektive Wahrheit, es gibt nur soziale Konstruktion“, oder: „Es gibt keine Effizienz und keine Maximierung, es gibt nur kontingente, macht-, kultur- und pfadabhängige Lösungen“. In diesem „nur“ steckt das Problem, oder gleich ein ganzes Bündel von Problemen. Darin steckt nämlich a) die Wurzel des eingangs monierten Ghetto-begriffs des Sozialen, der Soziales als *Gegenbegriff* zu etwas anderem, eben zu Objekterkenntnis oder zu Effizienz begreift; b) eine grundsätzliche *Skepsis* gegenüber der Leistungsfähigkeit des betreffenden Bereichs, eine Haltung des Entzauberns und Entlarvens, die verhindert, dass die Leistungen moderner Wissenschaft oder moderner Märkte in angemessener Weise beschrieben werden können; und c) eine paradoxe *Konservierung* des ursprünglichen, epistemologischen oder ökonomischen Modells von Erkenntnis oder von Märkten, weil dieses als – sei es auch zu negierender – Ausgangspunkt gebraucht wird. Der erste Satz ist ein negativer, und das prägt das weitere Vorgehen.

---

<sup>12</sup>Bei Luhmann beispielsweise finden sich Formulierungen, die in eine ganz ähnliche Richtung gehen. Mit Blick auf das Problem von Wissen oder Wahrheit sagt Luhmann, es gehe nicht um das „Erscheinen des Seins“ (Luhmann 1970: 233), sondern um die Übertragung von Selektionen von einem Teilnehmer auf den anderen; die erkenntnistheoretische Grundunterscheidung Erkenntnis/Gegenstand müsse abgeschafft und durch das Konzept der Beobachtung von Beobachtern ersetzt werden (Luhmann 1990b: 92). Was Märkte angeht, so läuft es wohl auf dasselbe Umdenken von Optimierungsproblemen auf Ordnungsprobleme hinaus, wenn Luhmann formuliert: „Es ist klar, daß nicht beide Vergleichsmöglichkeiten [von Sachen mit anderen Sachen und Personen mit anderen Personen, die Sachen zu bestimmten Bedingungen haben oder abgeben möchten] simultan ausgeschöpft werden können [...]. Statt dessen kommt es zu nur noch individuell motivierten und zurechenbaren Reduktionen dieser unendlichen Komplexität, gegen die der Markt als System strukturell neutral gehalten werden muß, um ihre Kombinierbarkeit vermitteln zu können.“ (Luhmann 1970f: 209).

Die Alternative ist, das Problem von vornherein und schon im ersten Schritt soziologisch zu bauen, es von vornherein als ein Problem in der Sozialdimension zu begreifen: als ein Ego/Alter-Problem, ein Konsens- oder Koordinationsproblem. Man muss sich nicht die Position des David aufnötigen lassen, der gegen einen übermächtigen Goliath anrennt. Man kann sich auch in ungebrochener soziologischer Begriffshoheit einen Reim auf den Sinn von Wissenschaft oder den Sinn von Wirtschaft machen und allenfalls in einem späteren Stadium kommentieren, was die Fachdisziplinen dazu zu sagen haben. Wahrheit *ist* dann eine Art, soziale Beziehungen zu ordnen. Märkte *sind* eine Art, soziale Beziehungen zu ordnen. Das nachträgliche Anrennen gegen einen zunächst a-sozial gebildeten Begriff ist aus dieser Perspektive schon eine Verkürzung und Verstümmelung des eigentlich soziologischen Zugriffs (vgl. Kap. 5).

Zu dem unter a) genannten Problem ist oben schon genug gesagt worden. Zu b) und c) folgen jetzt noch kurze Erläuterungen.

---

## 1.4 Entzauberung oder Anerkennung

Weil Wissenschaftssoziologen und Wirtschaftssoziologen erst als zweite, nach den „Platzhirschen“ – den Fachdisziplinen – die Bühne betreten, können sie sich darauf konzentrieren, die dort gepflegten hypostasierten Vorstellungen von wissenschaftlicher oder wirtschaftlicher Rationalität zu entzaubern und in Abrede zu stellen. Sie zeigen, dass im jeweiligen Bereich auch nur mit Wasser gekocht wird: dass in den „heiligen Tempeln“ der Wissenschaft „nichts epistemologisch Bemerkenswertes“ passiert, kein Durchblick auf absolute, universelle, transzendente Wahrheiten sich eröffnet (Latour 1983: 141; Knorr Cetina 1995: 114), und dass in den vielgelobten Märkten keine höhere Logik und höhere Weisheit am Walten ist und von der Modelllogik effizienter, selbstregulierender Gleichgewichte auf real existierenden Märkten nicht viel zu sehen ist. Die Dinge werden durch den soziologischen Barbier auf Normalmaß zurechtgestutzt, und es wird gezeigt, dass Forschungsprozesse und Marktprozesse mit den ganz normalen Mitteln sozialen Durchwurstelns auskommen müssen: mit informiertem Raten, bewährten Routinen, geschicktem Kontaktknüpfen, vorausschauendem Fädenziehen und Intrigenspinnen. Die Überidealisationen der Fachdisziplinen werden mit dem Herunterreduzieren auf Alltagshandeln und soziologisches Alltagsgeschäft beantwortet. In eher philosophischer Terminologie könnte man sagen: Der Rationalismus der Fachdisziplinen wird mit einem extremen Voluntarismus beantwortet, mit der Haltung: Alles ist Interesse und situative Durchsetzung. Oder der Exzeptionalismus der Fachdisziplinen wird mit einem soziologischen Normalismus beantwortet, mit der Haltung: Alles ist Alltag. Dass

es überall einen Alltag gibt, ist sicherlich richtig, aber die Frage ist, wie weit man damit in der Erklärung kommt.

Was dabei auf der Strecke bleibt, ist eine Erklärung für die ja auch vorhandenen und auch bemerkenswerten *Erfolge* und *Leistungen* der modernen Wissenschaft bzw. der modernen Wirtschaft. Wie kommt es, dass die Wissenschaft, trotz fehlenden Zugriffs auf die Welt-an-sich und trotz fehlender Verifikations- und Falsifikationsmöglichkeiten, ja doch in irgendeiner Weise ein besseres Wissen zur Verfügung stellt als die Magie der Azande – nämlich ein umfangreicheres, detaillierteres, differenzierteres, komplexeres Wissen, das zu einem historisch präzedenzlosen Maß an Weltbeherrschung oder jedenfalls Weltbeeinflussung durch die Gesellschaft geführt hat? Wie kommt es, dass die moderne, marktbasierende Wirtschaft, obwohl von allseitigem Glück und bestmöglichen Weltzuständen weit entfernt, ja doch zu einer Explosion von Produktions- und Konsummöglichkeiten geführt hat, die die Wirtschaftsweise der vergangenen Jahrtausende ausradiert hat? Den Spezialsoziologen fehlt, in Begriffen einer normativen Sozialtheorie gesagt, ein Verhältnis der Anerkennung und positiven Würdigung ihres Gegenstandes. Sie bleiben tendenziell in einer Haltung des Demystifizierens, Desillusionierens und Dekonstruierens stehen.<sup>13</sup>

Eine Positivwürdigung ist aber auch nötig, wenn der Gegenstand vollständig beschrieben werden soll und nicht nur eine vorher schon bestehende, überzogen rationalistische Beschreibung angegriffen werden soll. Am Verständnis der modernen Wissenschaft fehlt sonst etwas Wesentliches, wie der Sozialepistemologie Robert Giere anmerkt:

The main trouble with this approach [social studies of science] is that it utterly fails to explain the obvious success of science, and particularly the success of science-based technology, since the seventeenth century. [...] What such an account fails to explain is how we came to be able to produce insulin in a laboratory or to send instrument-packed rockets to photograph Uranus. [...] [N]o amount of social organizing could have produced those results even as recently as fifty years ago (Giere 1988: 4).

---

<sup>13</sup>Dass es sich um eine Haltung des Abqualifizierens, englisch: „debunking“, handelt, wird von Wissenschaftssoziologen immer wieder bestritten (Barnes/Shapin 1979; Shapin 1995; Bloor 1997; Latour 2010), wird aber von einer wütenden Phalanx von Wissenschaftsphilosophen nicht ohne Grund so wahrgenommen (Laudan 1981; Brown 1984; Nola 1991; Fuller 1993; Kim 1994; Goldman 2006), und seit Sokal (1996) auch von einer Phalanx von Naturwissenschaftlern, die sich in den „science wars“ engagieren. Zwischen Wirtschaftssoziologen und Ökonomen ist ein solcher Schlagabtausch nicht zu beobachten, aber nicht deswegen, weil der Charakter des „debunking“ hier nicht vorhanden wäre, sondern nur deswegen, weil die Wirtschaftssoziologie durch die Ökonomik routinemäßig ignoriert wird.

Es geht deshalb nicht nur darum zu zeigen, dass die Wissenschaft keinen Zugriff auf die objektive Welt und objektive Wahrheiten hat. Es müsste zusätzlich auch erklärt werden, „how it can be that though science and technology do not touch the divine they are still the best way to distill human experience of an uncertain world“ (Collins/Evans 2007: 1 f.). Die eigentliche Frage ist, wie die Wissenschaft es fertigbringt, *trotz fehlenden Zugriffs* auf die Welt-an-sich *gleichwohl* belastbares Wissen zu produzieren.<sup>14</sup> Und weiter ist die Frage, wie sie es fertigbringt, dass trotz zunehmender Pluralisierung von Lebenswelten und Sinnkontexten in der modernen Gesellschaft kein „Krieg aller gegen alle“ um die richtige Weltkonstruktion ausbricht, was ja allenfalls recht punktuell und keineswegs flächendeckend der Fall ist; die Frage nach Wahrheit wird nicht einfach wegmodernisiert und wegpluralisiert, vielmehr werden Wahrheitsfragen in der Moderne erst so richtig entfesselt.

Ebenso wenig ist es damit getan, an Märkten einfach die fehlende Deckungs-gleichheit mit den Idealmodellen aus Ökonomielehrbüchern zu konstatieren. Denn wie immer imperfekt und „schmutzig“ Märkte sind, so kann man doch nicht bestreiten, dass sie zu einer enormen Steigerung von Produktion und Konsumtion, Ressourcennutzung und -erschließung, Bedürfnisbefriedigung und -entdeckung geführt haben. Auch ein widerstrebender Beobachter muss zugeben, dass die marktbasierende Wirtschaft uns „einen ungeahnten Wohlstand und eine nie dagewesene Optionenvielfalt, das Ende von Hungersnöten, die offenbar unaufhaltsame Verlängerung der Lebenserwartung und eine Dynamik permanenter technologischer Innovation“ beschert hat (Lessenich 2015: 23).<sup>15</sup> Irgendein

---

<sup>14</sup>So meint auch Thomas Kuhn, die konstruktivistische Wissenschaftssoziologie verwechselt das Problem mit der Lösung, wenn sie sich mit dem bloßen Zelebrieren des Umstands zufriedengebe, dass die Wissenschaft auch keine objektiven Wahrheiten zu bieten habe: „The question [...] arose, how a process so nearly circular and so largely dependent on individual contingencies can be said to result in either true or probable conclusions about the nature of reality? I take that to be a serious question and think that inability to answer it is a grave loss in our understanding of the nature of scientific knowledge. But the question emerged during the 1960's, when distrust of all sorts of authority was widespread, and it was then a small step to regard that loss as gain.“ (Kuhn 1992: 8).

<sup>15</sup>Stephan Lessenich (2015: 23) fühlt sich hier an eine Passage aus dem Film „Das Leben des Brian“ erinnert, in der ein kritischer Beobachter zur widerstrebenden Anerkennung der Leistung des Römischen Reiches genötigt wird: „Was haben die Römer je für uns getan? – [...] – Also gut, mal abgesehen von sanitären Einrichtungen, der Medizin, dem Schulwesen, Wein, der öffentlichen Ordnung, der Bewässerung, Straßen, der Wasseraufbereitung und den allgemeinen Krankenkassen – was, frage ich Euch, haben die Römer je für uns getan?“ Im selben Sinn habe eben die moderne Marktwirtschaft nicht zustande gebracht außer Wohlstand, Optionenvielfalt, Ende von Hungersnöten usw.



Geheimnis müssen Märkte also haben, irgendwie muss der Leistungskern – um nicht zu sagen: der „Markenkern“ – von Märkten begriffen werden.<sup>16</sup> Diese Frage wird in der Wirtschaftssoziologie manchmal anhand von Debatten um Netzwerktheorien aufgeworfen. Angesichts des verbreiteten Lobs von Netzwerken fragen manche zurück: Wenn Netzwerke so toll sind, wieso gibt es dann überhaupt noch Märkte? „If [...] a dense network of personal ties does more than institutional arrangements to secure trust and useful information crucial for complex transactions, then why do economic actors routinely decouple from interpersonal ties to transact in market exchanges?“ (Nee 2005: 53).<sup>17</sup> Das gilt aber nicht nur für Netzwerke, sondern ebenso für andere Arten von Einbettung: Wenn Märkte so wenig auf eigenen Beinen stehen, wenn sie so „schwach“ sind (Hirschman 1986; Fourcade/Healy 2007) und so sehr auf politische, kulturelle oder sonstige Stützeinrichtungen angewiesen sind, warum kann man sie dann nicht verlustlos durch staatliche Steuerung und moralisch-religiöse Unumstößlichkeiten ersetzen?

Mehr Sinn für die Spezifität und die spezifische Leistungsfähigkeit des jeweiligen Bereichs wird von manchen kritischen, mehr oder weniger heterodoxen Teilnehmern der Debatte gelegentlich eingefordert. So schreiben Collins und Evans (2002: 239) für die Lage in der Wirtschaftssoziologie: „By emphasizing the ways in which scientific knowledge is like other forms of knowledge, sociologists have become uncertain about how to speak about what makes it different [...]. Sociologists have become so successful at dissolving dichotomies and classes that they no longer dare to construct them.“ Es genügt ihnen nicht, wissenschaftliches Wissen einfach als auch eine Art Wissen zu charakterisieren, für die alles, gelte, was für Wissen schlechthin gelte. Das ist auch der Punkt, der Sozial-epistemologen irritiert: „[that] ‘science’ no longer refers to a type of knowledge distinct from other types but to a population of knowers who know other things too“ (Fuller 2012: 431).

---

<sup>16</sup>Der real existierende Sozialismus hat immerhin das Gute, dass er beweist, dass diese Explosion von Möglichkeiten nicht allein technologisch bedingt ist, sondern wesentlich in der sozialen Ordnung des Wirtschaftens begründet liegt. Denn technologisch waren die realsozialistischen Länder jedenfalls nicht allzu weit hinter den westlichen Ländern zurück, vielmehr lag ja im Nachholen der technischen Entwicklung und mindestens Aufholen, wenn nicht Überholen in Sachen militärischer Technologie und Produktionstechnologie ein hauptsächliches Zwischenziel der sozialistischen Mächte. Im wirtschaftlichen Output und in der Möglichkeitserschließung lagen sie aber um Klassen zurück.

<sup>17</sup>Ebenso fragt Alex Preda (2005a: 542): „[If] uncertainties are processed by [...] networks, we cannot explain how and why markets emerge from networks. Indeed, there would be no reason for [...] markets to emerge at all: apparently, networks can solve these problems much better than them.“

Analog schreiben Koray Çalıřkan und Michel Callon für die Wirtschaftssoziologie, es sei nicht damit getan, Märkte einfach als auch einen Fall von institutions-, konventions- und normgestützter Ordnung zu beschreiben, was zwar immer richtig, aber zu unspezifisch sei.

Constructivism focuses on the mechanisms usually qualified [...] as 'social'. [...] markets are analysed as a particular case of social networks, institutions, conventions, rules, legal arrangements, norms or social fields. The important limit of this approach is that in social construction, which can be applied to any object considered to be in the purview of the social sciences, the specificity of the arrangements being analysed is completely lost. The claim that sociology tends to flatten differences instead of transforming them into problems to be solved by the sociologist originates in this observation (Çalıřkan/Callon 2010: 4, Herv. weggelassen).

Aus kritischer Richtung wird Ähnliches angemerkt: die Blindheit für die Spezifität wirtschaftlicher Ordnung, was gewissermaßen das – ebenso einseitige – Spiegelbild zu den Idealisierungen wirtschaftswissenschaftlicher Theorien ergebe. „Abstrahieren die Einheitsmodelle der Neoklassik auf naturalisierende Weise vollständig vom sozialen Kontext, beruhen die Theorien der NES [Neueren Wirtschaftssoziologie] auf der Abstraktion von – so paradox es zunächst anmuten mag – den *ökonomischen Bedingungen ökonomischen Handelns*“ (Sparsam 2015b: 173).

Berücksichtigt man all diese Anforderungen, so lautet die Frage also: Wie kann man den spezifischen Charakter und die spezifische Leistungsfähigkeit von moderner Wissenschaft oder modernen Märkten fassen, ohne einen genuin soziologischen Zugang zu verlassen und in epistemologische oder ökonomische Denkweisen zurückzufallen? *Das* ist die Aufgabe, der die Soziologie sich stellen muss. Diese Aufgabe wird von Soziologen außerhalb der eng definierten Spezialsoziologien auch angegangen, etwa von Luhmann und Bourdieu. Beide beantworten die Frage in je verschiedener Weise, aber sie verfolgen die grundsätzlich selbe Erkenntnisstrategie. Sie setzen am Urproblem der Soziologie an: dem Problem sozialer Ordnung, und dechiffrieren dann Wissenschaft bzw. Wirtschaft als je spezifische Lösungen dieses Problems. Bei Luhmann wird das Problem sozialer Ordnung grob gesagt als Problem des Wahrscheinlichmachens unwahrscheinlicher Kommunikationen verstanden, bei Bourdieu als Problem der Positionierung in einem Raum differenzieller Positionen. Beides sind im Kern Probleme in der Sozialdimension, ansetzend an der Existenz einer Mehrheit von beteiligten Subjekten, Akteuren, Teilnehmern, und sie sind deshalb nicht in Gefahr, in idealisierende, naturalisierende, überobjektivierende Beschreibungen auszuarten. Der „Sinn“ oder der spezifische Charakter von Wissenschaft bzw. Wirtschaft, wie er sich im Luhmann'schen und Bourdieu'schen Denkhorizont darstellt, sei hier in wenigen Worten skizziert.

Bei Luhmann ist die Theorie der Kommunikationsmedien an diesem Punkt angesetzt. Deren Grundfrage ist, wie im sozialen Verkehr die Übertragung von Selektionen von einem Teilnehmer auf den anderen gelingen kann: Wie kommt es, dass Handlungen oder Aussagen Anderer akzeptiert und als Prämisse eigener Beiträge weiterprozessiert werden, und nicht etwa verworfen, verdammt, ignoriert oder mit Kampf und Gegenmaßnahmen beantwortet werden? Wahrheit und Geld sind zwei Antworten darauf (Liebe und Macht sind andere). Da sie Antworten *auf dieses Problem* sind, sind sie von Anfang an nicht zu messen an der Vorstellung einer Erkenntnis der Welt an sich oder der Idee einer optimalen Nutzung von Sachwerten. Sie sind zu messen an der Schwierigkeit, eine solche Gleichsinnigkeit des Erlebens und Handelns zustande zu bringen und die dabei erreichbaren Komplexitätsniveaus zu steigern. Wahrheit ist deshalb für Luhmann kein Attribut einer Subjekt-Objekt-Relation, sondern ein Modus der Organisation von Subjekt/Subjekt- oder Ego/Alter-Beziehungen (Luhmann 1970c, 1990b).<sup>18</sup> Mit der Ausdifferenzierung des Wahrheitsmediums wird die Prozessierung von mehr und spezifischeren Erwartungen, und mehr und spezifischeren Enttäuschungen, möglich. Es ergeben sich neue Kombinationen von Sicherheiten und Unsicherheiten, Bestimmtheiten und Unbestimmtheiten im kognitiven Erwarten, die Wissensmöglichkeiten explodieren lassen.<sup>19</sup> Damit wird die „natürliche“, psychologische Schranke überwunden, dass man unter Enttäuschungsbedingungen schlecht lernen kann, und es wird anlassunabhängiges, selbstinduziertes und deshalb extrem steigerungsfähiges Lernen etabliert (Luhmann 1969b: 36 f.).

Ebenso ist das Geldmedium kein Ausdruck für reinen Sachwert und kein Mittel zur sachlichen Optimierung, etwa für Effizienzgewinne im Tausch oder im Rechnungswesen. Auch Geld ist ein Übertragungsmedium im sozialen Verkehr – Tausch einschließend, aber fundamentaler als Tausch. Geld erweitert Abnahmemöglichkeiten im sozialen Verkehr mit einem Umweg über die Zeitdimension, über die Verschiebung von Problemen zwischen Gegenwart und

---

<sup>18</sup>Luhmann schreibt in aller Klarheit: „Wahrheit ist demnach keine *Eigenschaft* von irgendwelchen Objekten oder von Sätzen oder von Kognitionen [...], sondern der Begriff bezeichnet ein *Medium* der Emergenz unwahrscheinlicher Kommunikation“ (Luhmann 1990b: 173).

<sup>19</sup>Auch dies im Wortlaut: „Sofern nur Erwartungen *bestimmt* sind, kann man *unbestimmt* lassen, ob sie im Einzelfalle bestätigt oder enttäuscht werden. [...] [So] sind [...] die theoretisch fixierten Hypothesen von einer Bestimmtheit, die es ermöglicht, Erfüllung oder Enttäuschung auszuprobieren, weil der theoretische Kontext es ermöglicht, aus beiden Erfahrungen die Konsequenzen in Bezug auf wahr bzw. unwahr zu ziehen.“ (Luhmann 1990b: 136 f.).

Zukunft (Luhmann 1970f, 1988a).<sup>20</sup> Es kommt zur Erweiterung und Flexibilisierung von Zeithorizonten, aber auch zur Vermehrung und Verschärfung von Interdependenzen zwischen Teilnehmern. Hier sind sowohl Negativinterdependenzen involviert, indem der eine dem Anderen für seine Zukunftssicherung wegnimmt, was dieser heute schon brauchen könnte,<sup>21</sup> als auch Positivinterdependenzen, indem Sensibilitäten wachsen, woran – an welchen Dingen und welchen Geschäftspartnern – man Interesse haben könnte, und indem mit größeren Zeithorizonten auch die Chancen wachsen, mit heterogeneren Partnern zu einer Einigung zu gelangen. Geld und geldbasierte Märkte vergrößern und vervielfachen Möglichkeitsräume. Es entstehen ganz neue Möglichkeiten nicht nur für Kontakte (zwischen Personen) und Vergleiche (zwischen Dingen), sondern auch für die Kombination von Stabilitäten und Instabilitäten, von Sensibilitäten und Indifferenzen und von Spezifikation, d. h. „Ausgeben“ von Freiheiten, und Reproduktion von Freiheitsgraden.

Anders, aber vom Prinzip her ähnlich würde Bourdieu den Spezifikationskern von Feldern wie Wissenschaft oder Wirtschaft beschreiben. Bourdieus Grundproblem ist die (Re-)Produktion einer Ordnung von Positionen und Privilegien in einem relationalen sozialen Raum und die Logik des Handelns, nach der

---

<sup>20</sup>Geld ermöglicht es einerseits, Probleme von der Gegenwart in die Zukunft zu verschieben, nämlich die „Entscheidung über die Befriedigung von Bedürfnissen zu vertagen [und] die Befriedigung trotzdem gegenwärtig schon sicherzustellen“ (Luhmann 1970f: 206 „Herv. weggelassen“), und umgekehrt Probleme von der Zukunft in die Gegenwart zu verschieben, nämlich „die Befriedigung künftiger Bedürfnisse als gegenwärtiges Problem“ zu behandeln (ebd: 207) und jetzt schon dafür Sorge zu tragen.

<sup>21</sup>Luhmann betont oft die Negativinterdependenz, anders gesagt den Gedanken, dass die Lösung des Zeitproblems Zukunftssicherung Kosten in der Sozialdimension erzeugt: „Wer gegenwärtig schon sicher sein will, etwa künftig auftretende Bedürfnisse befriedigen zu können, muss Mittel blockieren, die andere gegenwärtig zur Deckung gegenwärtiger Bedürfnisse verwenden möchten.“ (Luhmann 1981b: 394). Gleichzeitig muss, gerade wenn Geld im Spiel ist, diese Negativinterdependenz nicht unbedingt gegeben sein. Sie gilt vorrangig auf der Ebene einfacher Ressourcen: Wenn jemand sich einen Sack Reis für seine künftige Ernährung sichert, kann kein Anderer den Reis jetzt essen. Bei Geld ist das aber gerade nicht so. Abgesehen von dem Fall, dass jemand sein Geld unter der Matratze versteckt und damit dem Geldkreislauf entzieht, ist die Zukunftssicherung des einen hier gerade damit verbunden, dass das Geld Anderen zur Verfügung gestellt wird: Die Bank leiht deponiertes Geld an Andere aus – und zwar qua Geldschöpfung sogar an *mehrere* Andere –, und ebenso wird bei Geldanlage auf Kapitalmärkten, etwa Aktienmärkten, die mehr oder weniger große Liquidität des Anlegers mit Kapitalbereitstellung für Andere kombiniert (Luhmann 1989: 65; Paul 2002: 255).

Akteure mit bestimmten Dispositionen ihre Handlungsstrategien wählen. Das ist aber gerade in jedem Feld verschieden geregelt: Jedes verlangt dem Handelnden andere Orientierungen und einen anderen Habitus ab, jedes realisiert eine andere Kombination von Kalkül und Verleugnung von Kalkül, Interesse und Interesselosigkeit. Darin spaltet sich die ursprünglichere, traditionellere Ordnung einer familienbasierten Ökonomie des Handelns – wie etwa in der kabyllischen Gesellschaft – auf, wo offenes Kalkül tabu ist, aber eine implizite ökonomische Logik allem zugrunde liegt. Das ökonomische Feld übernimmt die offene, ungetarnte Regentschaft des Interesses und des Kalküls, der Investition und der Kapitalakkumulation. All diese ansonsten impliziten Prinzipien des Handelns werden offen zur Schau getragenes Selbstverständnis, eine Dissimulation von Interessen ist nicht nötig, allenfalls eine kluge Abstimmung der Interessen von Käufer und Verkäufer, Produzenten wie Konsumenten werden zu rationaler Entscheidung und Nutzenorientierung freigesetzt und geradezu genötigt (Bourdieu 2005).<sup>22</sup>

Dagegen konstituieren sich die kulturellen Felder auf der Basis einer Logik der Interesselosigkeit. Nur durch Bruch mit dem schnöden Eigeninteresse und den niederen Gefilden der Ökonomie entsteht ein Universum für künstlerische Produktion oder wissenschaftliche Forschung, wo die Interessen der Produzenten an Pflege ihrer eigenen Position und Reputation nur indirekt mitbedient werden (Bourdieu 1983b, 1999).<sup>23</sup> Man kann es hier nur dann zu etwas bringen, wenn man das „Allgemeinwohl“ voranbringt, wenn man die verfügbare kulturelle Leistung vermehrt, indem man etwas zum Erkenntnisfortschritt beiträgt oder mit einer künstlerischen Schöpfung beeindruckt, und dies in einer Haltung des Absorbiertseins durch die Sache und

---

<sup>22</sup>Bourdieu beschreibt dies explizit als Freisetzung eines vorher unterdrückten Potentials: „In a kind of confession to itself, capitalist society stops ‘deluding itself with dreams of disinterestedness and generosity’: registering an awareness, as it were, that it has an economy, it constitutes the acts of production, exchange or exploitation as ‘economic’, recognizing explicitly as such the economic ends by which these things have always been guided. The ethical revolution that enabled the economy eventually to be constituted as such, in the objectivity of a separate universe, governed by its own laws (the laws of self-interested calculation and unfettered competition for profit), finds its expression in ‘pure’ economic theory, which registers the social dissociation and practical abstraction that give rise to the economic cosmos by inscribing them tacitly at the heart of its construction of its object.“ (Bourdieu 2005: 6 f.).

<sup>23</sup>Das Feld der Politik und des Staates wiederum steht zwischen diesen beiden Polen: Es lebt von der Spannung zwischen universalistischer und partikularistischer Ausrichtung, zwischen dem Appell ans Gemeinwohl und der Artikulation und Verfolgung von Eigeninteressen, sei’s von Wählergruppen, Parteien oder Staatsapparaten (Bourdieu 2013).

nicht in direktem Zusteuern auf die eigene Belohnung. Der Wissenschaftler etwa muss seine Anerkennung einem Publikum abringen, das gleichzeitig aus seinen Konkurrenten besteht und bei dem deshalb sichergestellt ist, dass es Anerkennung nur für unleugbare Beiträge zum kulturellen Fortschritt vergibt (Bourdieu 1975, 1991).

Alle diese Theorien haben natürlich auch ihre eigenen Probleme. Es geht im Moment nur darum zu zeigen, dass durch Einbindung in eine allgemeine Theorie die Beschreibung von Feldern wie Wirtschaft oder Wissenschaft zwangsläufig mit einem Moment positiver Anerkennung angereichert wird – nicht im Sinn moralischer Wertung, sondern im Sinn eines Bewusstseins für die Ordnungs- und Steigerungsleistung, die hier vorliegt. Im Kontext von den Spezialsoziologien wird eine solche Positivwürdigung gemieden, weil man fürchtet, dann wieder mit der jeweiligen Fachdisziplin zusammenzufallen, ihren Idealisierungen auf den Leim zu gehen.<sup>24</sup> Eine Positivwürdigung auf genuin soziologischem Boden gilt als unmöglich; diese Denkmöglichkeit wird im Spannungsfeld zwischen überidealisierender Fachdisziplin und demystifizierender, dekonstruierender Soziologie zerrieben.

Zwar wird auch innerhalb von Spezialsoziologien gelegentlich das Problem sozialer Ordnung thematisiert, in der Wirtschaftssoziologie etwa von Jens Beckert (1997, 2007). Beckert stellt explizit Ordnungsprobleme in den Mittelpunkt, verstanden als Unsicherheitsprobleme und doppelte-Kontingenz-Probleme. Aber ihm geht es um Ordnungsprobleme *auf Märkten*, d. h. Märkte sind in seiner Analyse schon *vorausgesetzt*. Märkte sind für Beckert nicht eine *Antwort* auf das Problem sozialer Ordnung, sondern sie sind die *Quelle* des Problems: Märkte ergeben nicht genug Orientierung für die Teilnehmer, sodass diese sich an weiteren Faktoren orientieren müssen, wie Traditionen, Normen, Netzwerke. Das ist eine typische Denklage in den Spezialsoziologien, die hier nur besonders deutlich wird, und das ist auch der Grund dafür, warum – wie jetzt zu zeigen ist – die „klassischen“ Begriffe von Markt und Wahrheit in spezialsoziologischen Ansätzen latent konserviert werden.

---

<sup>24</sup>Callon beispielsweise wird, wenn er statt über die Einbettung von Märkten wieder über ihre Entbettung reden will („disentangling“), sofort mit dem Vorwurf konfrontiert, er würde einfach nur die abstrakten Modelle der Ökonomen und das klassische Bild des homo oeconomicus re-installieren (Miller 2002).